

Die Welt der Frau

Beilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 1.

Posen, den 9. Januar

1927

Pflicht ergänzt durch Liebe.

Aber wenn es nicht bloß auf Pflicht vorstellung, sondern auf Pflichtbefolgung ankommt . . . so ist doch die Liebe, als freie Aufnahme des Willens eines anderen unter seine Maximen, ein unentbehrliches Ergänzungsstück der Unvollkommenheit der menschlichen Natur . . . denn was einer nicht gern tut, das tut er so karglich, auch wohl mit sophistischen Ausflüchten vom Gebot der Pflicht, daß auf diese als Triebfeder ohne den Beitritt jener nicht sehr viel zu rechnen sein möchte . . . Das Gefühl der Freiheit in der Wahl des Endzwecks ist das, was den Menschen die Befolgung liebenswürdig macht.

Kant (Kritik der praktischen Vernunft.)

Im Mietsbüro.

Dienstmädchen gibt es wie Sand am Meer. So hört man es jetzt überall. Und falls ich diese These nicht aus den Fabriken und vom Lande im Laufe und im Gefolge des stabilen Bloth eine ganze Menge von Mädchen wieder zurück in die Stadt geströmt, aber trotz der starken Konkurrenz, die sie sich gegenseitig machen, scheinen sie gar kein besonderes Verlangen zu haben, engagiert zu werden. Eine halbe Stunde im Mietsbüro überzeugte mich davon.

Da ist eine Dame mit einem drei Monate alten Kind (das heißt sie hat es nicht mitgebracht, sondern zu Hause gelassen) und sucht ein Alleinmädchen, das auch kochen kann, für ihre Dreizimmerwohnung. Eine alltägliche Sache, und man sollte meinen, daß die Dame schnell bedient werden könnte, denn auf jede Suchende kommen drei Mädchen. Weit gefehlt, sie hat große Schwierigkeiten.

Das erste Mädchen erscheint.

„Ach, Sie haben ein kleines Kind? Da sind wohl Windeln zu waschen?“

„Nun ja, natürlich — — —“

„Nein, das ist nichts für mich.“

Die zweite kommt. Ueberlebensgroß, einen Trauring an der linken Hand.

„Sie sind verlobt?“ fragt die Dame.

„Ja, und wir möchten in acht Monaten heiraten.“

Das Mädchen gefällt ihr sonst recht gut, und man sieht schon vor dem Abschluß, da erkundigt sich die Dame vorsichtigerweise, ob sie auch wirklich acht Monate bleiben werde oder ob sie vielleicht schon früher heiraten könne? Und die Maid erwidert wieder, wenn es „Klappe“, würden sie schon in einem Vierteljahr — —

Die Dritte erscheint, mit mürrischem Gesicht.

„Sie haben nur ein Kind?“ erkundigt sie sich mittheilsvoll.

Die Dame meint, sie sei erst zwei Jahre verheiratet, und ein Kind genüge ihr vorläufig vollkommen. Doch damit ist das Mädchen nicht zufrieden. Sie möchte gern zu drei oder vier Kindern, eigentlich überhaupt nur zu Kindern. Und Hausarbeit mache sie sowieso nicht gern. Zudem könne sie nicht kochen.

Die nächste kann kochen, hat glänzende Zeugnisse, verlangt aber für das Kind ein besonderes Kinder mädchen. Aber wer kann sich heute in einer Dreizimmerwohnung zwei Dienstboten halten? Endlich ist eine gefunden, die allen Ansprüchen genügt, die kinderlieb ist und kochen kann. Aber dann kommt der Galen.

„Wo wohnen Sie? Ach da draußen? Das dürfte für mich zu weit sein, ich möchte in der Nähe von meiner Schwester in Stellung gehen.“

Und wo ist die engagiert? Auch „da draußen“, aber am anderen Ende der Stadt. Also wieder nichts. Und wie es dieser Dame geht, so geht es allen. Die Mädchen machen die sonderbarsten Ansprüche, warten lieber einen vollen Monat, bis sie was gefunden haben, was ihnen paßt. Da will eine jeden Sonntag Ausgang haben, weil sie nur Museen besucht! Eine andere verlangt sechzig Mark Anfangslohn, was aber niemand bezahlen will. Die möchte dies und jene möchte das, nicht mehr die Herrschaft stellt Bedingungen, sondern die Mädchen. Man steht es an der

Art der Verhandlungen. Die Damen sind zuborkommend, bieten den Mädchen einen Stuhl an und suchen ihnen entgegenzukommen, statt daß es umgekehrt wäre.

Die Dame mit dem kleinen Kind und der Dreizimmerwohnung hat endlich abgeschlossen. Das Mädchen heißt Maria, ist sehr elegant gekleidet, verspricht aber, alles machen zu wollen und am Ersten pünktlich nachmittags anzutreten.

„Sie können mit der Untergrundbahn bis vor die Haustür fahren,“ rät ihr die Dame.

Doch die Kerle winkt ab.

„Ich habe drei schwere Koffer, da nehme ich lieber ein Auto!“
Tabelleau

Mode und Gesundheit.

Klauderei von Lisa Sonroth-Deuwe.

(Nachdruck verboten.)

Die Mode, eigenwillig wie eine schöne verwöhnte Frau, kümmert sich selten um die Zweckmäßigkeit. Sie kommt dabei mit allen möglichen Dingen in Konflikt. Häufig mit dem Geldbeutel, noch häufiger mit der Gesundheit. Zwei Dinge sind es vor allem, was die Gesundheit anlangt, die uns Frauen der Modeforderungen gegenüber bedenklich machen sollten.

Alle Arten von Ärzten, Frauenärzte wie solche für Erkrankung der Atmungs- und inneren Organe, berichten über zunehmende Erkrankungen der Frauen infolge mangelhaften Schutzes gegen Wind und Wetter. Und wenn man sieht, wie die Frauen den Winter gleichsam in der Kleidung zum Sommer machen, wundert man sich, daß nicht noch viel mehr Frauen Lungenerkrankungen, Nieren- und Unterleibskrankheiten bekommen. Es wäre an der Zeit, daß wir Frauen einmal darüber nachdächten, welchen Beschädigungen wir durch eine von der Etikette diktierte Kleidung nicht nur uns aussetzen, sondern auch, sofern wir noch Kinder haben wollen, die zukünftige Generation. Denn gerade die inneren Organe bei der Frau sind gegen Erkältung sehr empfindlich, ebenso wie eine durch Erkältung erworbene Nierenerkrankung mit allen ihren Folgeerscheinungen die Gebärfähigkeit der Frau für immer in Frage stellen kann. Wir sollten also doch lieber auf ein Gramm Etikette verzichten und die Linne um ein Gramm stärker erscheinen lassen, und dafür unsere Gesundheit schützen. Es ist ja nicht nötig, daß wir wie früher uns ganz in Wolle packen. Es gibt jetzt so wunderschöne Schlüpfer aus Seide mit Wolle gemischt, die man über der dünnen Kombination aus Seide oder Watist tragen kann, und die wirklich auch unter einem dünneren Kleide nicht zu merken sind. Unter allen Kleidern aus Sammet, Wolstoff, Kascha lassen sich diese Schlüpfer sehr gut tragen.

Freilich — bei hauchdünnen Kleidern aus Georgette, Chiffon und Spitzen ist nur eine kleine Kombination aus Seide oder Seidentrikot möglich. Und die reicht ja auch im geheizten Raum, im Ballsaal, wo der Körper schon genügend erwärmt wird, aus. Ungenügend aber ist und bleibt solche Bekleidung auf dem Hin- und Rückweg. Nicht jeder ist in der glücklichen Lage, sich ein Auto leisten zu können, und auch in diesem ist die Temperatur nicht so gleichmäßig entsprechend. Um wieviel weniger, wenn man im Winter den Weg zu Fuß oder mit einer Bahn zurücklegen muß.

Seit zwei Jahren haben sich wenigstens die Ueberschuhe in niedrigen und hohen Formaten für die dünnen Seiden- und Prolettschuhe eingebürgert. Warum aber entschließen wir uns nicht, einen leichten Schlüpfer anzuziehen, den wir, wenn wir uns des Mantels und der Schuhe entledigen, schnell in der Garderobe oder in der Toilette abstreifen und in einem unauffälligen hübschen kleinen Seidenbeutelchen mit samt der Garderobe abgeben? Einen solchen kleinen Seidenschlüpfer unter dem Kleide ab- und wieder anzuziehen ist entschieden bequemer als die schweren Ueberschuhe wieder an die Füße zu bringen. Und mit einer kleinen Unbequemlichkeit schützen wir uns auf jeden Fall gegen allehand unangenehme Krankheiten, die aus der mangelhaften Unterbekleidung kommen. Unseren Töchtern sollten wir es von Kindheit an angewöhnen, in dieser Hinsicht vorichtig zu sein.

Ebenso sollten wir streng darauf halten, daß bei Regenwetter die dünnen, ausgeschnittenen Schuhe und die seidenen Strümpfe von der Straße verschwinden. Abgesehen davon, daß solche dünnen Schuhe abscheulich im Straßenschmutz aussehen, ebenso abscheulich wie die unangelegentlich bespritzten Seidenstrümpfe, sind sie im höchsten Maße ungesund. Für die warme Jahreszeit gehört zum mindesten als Fußbekleidung der Schuh mit der gegossenen Gummisohle. Dazu natür-

992
III
CZASAP
1927

1928a 1232

lich der Wollstrumpf, den man ja jetzt in den aparteren Farben und Mustern herausbringt. Noch besser aber der gut gearbeitete hohe Stiefel. Der große Leberschuh sollte nur als Schutz für den Abendschuh erlaubt sein, er ist in seinem mammutähnlichen Format viel unkleidlicher für die Straße zum Spazierengehen als der gut gearbeitete hohe Stiefel. Der niedrige Pelzschuh, den man voriges Jahr viel sah, ist schon hübscher. Dagegen wird sich der russische Schaffstiefel, den man von London aus hierher verpflanzen möchte, seiner Extravaganz wegen kaum einbürgern. Er zeigt aber deutlich das Bestreben der Frauenmode, das Notwendige mit dem Aparten zu verbinden. In bezug auf die Ueberkleidung scheinen wir in diesem Jahre vernünftiger werden zu wollen. Für den Vormittag wird ausschließlich warmes Material verarbeitet, Sammet, Kascha, Velours und alle möglichen Sorten Wollstoffe. Der Sport hat augenscheinlich auch hier reformierend gewirkt. Selten sah man auch so viele pelzgefütterte Mäntel wie in diesem Jahre.

Aber es sei wiederholt — auf die Wärme der Ueberkleidung kommt es erst in zweiter Linie an. Die Hauptsache für die Gesundheit bleibt die genügende Bekleidung der Weite und des Unterleibes. Hierbei sei auch gleich darauf hingewiesen, daß die Sitte, unsere kleinen Kinder den ganzen Winter hindurch fast mit unbelaideten Beinen und Schenkeln gehen zu lassen, eine Unsitte darstellt, die mit wahrer Abhärtung nichts zu tun hat. So wie die Jahreszeit kalt wird, muß das Kind den langen Strumpf anziehen, muß der Unterleib durch warme Schlüpfhöschen geschützt sein. Auch sollte man die gewebte Wäsche an die Stelle der sommerlichen Leinwandstücke treten lassen. Gerade der Kinderkörper braucht ziemlich viel Wärme und leidet in seinen Kräften, wenn ihm diese Wärme zu sehr entzogen wird. Ist das Kind an den Füßen, Unterleib und im Rücken genügend geschützt, so kann es am Hals ruhig frei gehen und braucht Wind, Wetter und Kälte nicht zu scheuen. Die reizenden Wollanzüge, Jumper, Pullover geben genügend Material, um die Kinder hübsch und doch zweckmäßig zu kleiden. Wichtig aber ist es, im warmen Zimmer das Kind dann leichter gekleidet gehen zu lassen; besonders für die Wohnungen mit Zentralheizung ist dieser Unterschied zwischen der Bekleidung drinnen und draußen durchaus notwendig. Man muß das Kind daran gewöhnen, sich selbst daheim die Schlüpfser, die Pullover auszugiehen. Denn es kommt ja vor allen Dingen darauf an, die Temperaturunterschiede auszugleichen. Vorbedingung in allem, so auch hier, aber ist, daß wir unseren Kindern mit gutem Beispiel vorangehen. Besonders unsere kleinen Töchter mit der angeborenen Eitelkeit werden sich schwer zu vernünftiger Bekleidung entschließen, wenn wir Mütter selbst unvernünftig sind.

Der leibliche Schiller.

Im „Brandenburger Anzeiger“ von 1816 ist ein Brief Adam v. Arnims abgedruckt, den Dr. C. Burdhardt dort entdeckt hat. Der Brief ist von einem Onkel Arnims, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Brandenburg Regimentskommandeur war, zwanzig Jahre nach der Niederschrift dem „Brandenburgischen Anzeiger“ zur Veröffentlichung übermittelt und dort unter dem Titel „Bruchstück aus einer Studentenreise aus dem Jahre 1799“ veröffentlicht worden. Das Fragment lautet:

„Mich verlangte sehr, Schiller persönlich kennen zu lernen; sein „Don Carlos“ hatte mich mit hoher Verehrung für ihn erfüllt. In meiner Seele schwebte eine Vorstellung seiner äußerlichen Gestalt, nach dem Geiste seiner Poesie gebildet. Hohe Würde in einer edel-schönen Mannesgestalt, das war der Inhalt meiner Vorstellung. Nicht Freundschaft erwartete ich von Schiller, aber hoch Herablassung voll Güte.“

Das erste, was mir auffiel, war seine Wohnung, oder vielmehr der Zugang zu ihr; sie fand sich in einem Hinterhause, zu welchem ich über einen gemeinen Wirtschaftshof und einen allen, schlechten Korridor entlang hingewiesen wurde; an der letzten Tür sollte ich anklopfen. Diese äußerlichen Dinge in Schillers nächster Nähe verstimmt mich; sie waren mir wie mit Unverschämtheit dahin gedrängt. Meine Führerin, dem Ansehen nach eine Haushälterin, ärgerte mich auch; sie nannte Schillers Namen und zeigte mir seine Wohnung mit größter Gleichgültigkeit, als wäre hier nur von den gemeinsten Alltagsdingen die Rede gewesen. Ich klopfte leise an die Tür. Eine schwache, unmännliche, fast quälende Stimme spricht: „Herein!“ — Kann das Schillers Stimme sein? Mit dieser Frage stand ich ein paar Augenblicke zweifelhaft da. Ich klopfte noch einmal an; dieselbe Stimme. Leise öffnete ich die Thür und erblickte drei Herren an einem Tischchen, die Hände voll Karten. „Verzeihen Sie!“ sprach ich, „wohnt der Herr Hofrath Schiller hier?“ „Ja!“ antwortete einer der Herren, wies auf seinen Mitspieler ihm gegenüber und ging mit dem andern Herrn hinweg in eine Seitenstube.

Da stand Schiller vor mir! Mein Blut überflog ihn vom Haupt bis zum Fuß. Kaum konnte ich vor Verwirrung die Worte sagen: „Ich wollte mir die Freiheit nehmen, Ihnen persönlich die Verehrung zu bezeigen, die ich schon seit langer Zeit für Sie empfinde.“

Alles an Schiller widersprach dem, was ich mir über seine äußerliche Gestalt und deren Ausdruck eingebildet hatte. Ein langer Mann mit der Darstellung eines schlaffen Körpers, die Knie eingebogen, einen Arm auf die Stahllehne gestützt, ein mattes Auge mit unstätem Blick, ein bleiches längliches Gesicht ohne besonderen Ausdruck, und dazu röthliches Haar und langfingerige Hände, die ein Schnupftuch hin und her drehen. Ehre sey Schillers herrlichem Geiste! Nur dieser ist Schiller, nicht sein Leib, so wie ich ihn sah. Vielleicht war er eben kränklich und ver-

stimmter Seele. Meine Erscheinung war ihm auf jeden Fall unangenehm. Er mußte die Betroffenheit sehen, womit ich ihn anschaute; denn mein Gesicht konnte eben nichts anderes ausdrücken.

„Wer sind Sie?“ fragte er mit eben der Stimme, die das „Herein!“ gesprochen hatte. Ich beantwortete diese Frage mit dem Zusatz: daß ich eine Fußreise durch Thüringen made. Schiller schweig ein Weilschen, wie zerstreut das Schnupftuch drehend, und sprach dann leise: „Sie machen also eine Reise?“ Länger konnte ich nicht aushalten. Ich bat um Verzeihung, daß ich zur Unzeit gekommen wäre, und eilte von dannen.

Schiller war der erste große Dichter, den ich sah. Künftig will ich gescheiter sein und das Leibliche großer Dichter und Künstler so wenig wie großer Gelehrten, deren ich schon mehrere kennen lernte, zum Voraus nach der Idee ihres Geistes formen. Den Geist vornehmlich will ich suchen und mich freuen, wenn ich zugleich Humanität und Nachsicht finde. U. v. Ar. m.“

(Aus der „Autographen-Ausstellung“, Herausgeber H. Behmering, Berlin-Wilmersdorf.)

Altdenksche Sprüche über das Gold.

(15.—18. Jahrhundert.)

Gesammelt von Hans Rung.

(Nachdruck verboten.)

Auch seines Gold schäumt im Tiegel.

Das Gold probiert man an dem Stein,
Des Menschen Herz am Golde rein.

Das Gold überwindt all Ding.

Durch eine Hand voll Gold schneidet kein Messer.

Echtes Gold bleibt Gold, auch wenn es neben Zinn liegt.

Gold behalten ist nicht eine kleinere Kunst als Gold gewinnen.

Gold ist Gold, aber durch stetes Feilen wird es zum Staub.

Goldschmied sind Herren, wenn sie gleich keinen Heller imbeutel hatten.
(„Ist ihr eigen Spruch“, 16. Jahrhundert.)

Gold bleibt Gold, an Gwynn's bedeckt ist von der Straußes Krusten.

Gold überwindet Eisen.

Moderne Säuglingspflege.

(Nachdruck verboten.)

Wenn man die Behandlung und Pflege des Säuglings in Vergangenheit und Gegenwart vergleicht, so ergeben sich außerordentlich große Unterschiede, hervorgerufen durch veränderte Anschauungen und Erfahrungen der Medizin. Wer von uns kennt nicht noch die Entrüstung unserer Großmütter, wenn wir unsere Kinder ruhig einmal schreien lassen, wenn wir sie nicht umhertragen, ihnen ihre Nahrung nur zu festgesetzten Zeiten reichen. Wir sind in der Behandlung und Erziehung des Säuglings — denn Erziehung ist es vom ersten Tage an — bereits ganz anders eingestellt gewesen. Betrachtet man aber die heutigen Methoden der Ernährung und Behandlung des Säuglings, so muß man konstatieren, daß sie in sehr wesentlichen Punkten sich wiederum verändert haben.

Die Veränderung beginnt bereits bei der Kleidung. War man Gott Lob ja schon seit Jahrzehnten abgekommen von den sogenannten Wickelbändern, welche das kleine Wesen einschürten gleich den ägyptischen Mumientrachten, so hatte man doch noch für das erste Vierteljahr das sogenannte Wickeltuch, welches, unter den Armen beginnend, das Kind ziemlich fest bis über die Hüften einhüllte. Wohl hatten die Weibchen eine kleine Bewegungsfreiheit, aber viel war es nicht. Und hatte das Kind sich aufgeschwemmt, so wurde es schleunigst wieder in seine rollen-förmige Tuchhülle gepackt. Erst mit einem Vierteljahr kam das Kind aus dem Wickeltuch heraus, trug aber dann auch meist noch lange Kleider — aus Furcht, daß dem kleinen Körper sonst zuviel Wärme entzogen würde.

Mit diesen Anschauungen hat man jetzt endgültig gebrochen. Man ist heute der Ansicht, daß fast vom ersten Tage an man den Säugling seinem Bewegungstrieb frei überlassen soll, weil nichts geeigneter ist, Verdauung, Gedeihen, gesundes Wachstum der Glieder so zu fördern wie eine möglichst ungehemmte Bewegung. Dem entsprechend tritt das lange Wickeltuch höchstens für die ersten vier Wochen in Funktion, um dann sofort von den kurzen, gestrickten, weichen Leibchenhosen abgelöst zu werden. Diese Leibchenhosen verhindern ebenso und noch besser ein Verdrücken der Windeln, gestalten aber dem kleinen Kinde, seine Weibchen und die ganzen Muskeln des Unterkörpers frei zu bewegen. Und das ist ungemein wichtig. Glaubte man früher fälschlicherweise, daß die Glieder der kleinen Kinder noch zu schwach und weich und somit einer Gefährdung ausgesetzt wären, falls man zu zeitig sie sich bewegen ließe, so ist man nun zu ganz anderer Anschauung gekommen. Man hat durch medizinische Versuche erkannt, daß auch das kleinste oder gerade das kleinste Kind ein instinktiv richtiges Gefühl dafür hat, was es seinen

Mitgliedern zumuten kann, genau wie die Heimen Tiere. Es ist eigentlich erstaunlich, daß man nicht schon früher darauf gekommen ist. Man hätte es nur nötig gehabt, den Bewegungstrieb der Säuglinge zu beobachten, die Lust, mit der sie, von Binden und Wickeln freigemacht, auf dem Wickeltuch strampeln, das Vergnügen, das sie darin empfinden, wenn sie, auf dem Bauche liegend, den Versuch machen, das Köpfchen zu heben und die Wirbelsäule zu gebrauchen.

Auf Grund dieser Beobachtungen ist man wohl auch zu dem sogenannten Säuglingsstürzen gekommen, welches Hauptmann Neumann-Neurode als erster wissenschaftlich und orthopädisch ausgebildet hat. In seiner Schule steht man, was für außerordentliche Bewegungs- und Kraftmöglichkeiten in einem ganz kleinen Kinderkörper ruhen, wieviel Freude die Säuglinge augenscheinlich an diesen Bewegungen haben. Und man konstatiert, daß Neugeborene, mit denen man diese gymnastischen Übungen vornimmt, in bezug auf Gewicht, Festigkeit der Muskulatur und der Knochenbildung sich durchaus vor anderen Kindern auszeichnen. Selbstverständlich müssen die Bewegungen, welche man das Kind ausführen läßt, sehr vorsichtig gemacht werden, und es empfiehlt sich durchaus, sich das von orthopädisch geschulten Menschen zeigen zu lassen. Da aber diese Bewegungsformen naturgemäß sehr einfache sind, kann man es hinterher auch allein. Das Kind zeigt uns außerdem ganz genau, was sein kleiner Körper verlangt. Jede Mutter kennt die Begeisterung, mit der der Säugling seine Beinchen gegen die Wagenwand stemmt, zurückzuschellen läßt und wieder stemmt. Das ist schon eine hervorragende Übung zur Stärkung der Bein- und Bauchmuskulatur. Man kann diese Übung täglich zweimal vornehmen, indem man einfach auf dem Wickeltuch den Säugling veranlaßt, seine Beinchen gegen die Hände der Mutter oder der Pflegerin zu stemmen. Aufrechten aus der Rückenlage mit Hilfe der gereichten Hände ist eine weitere Übung, bei der man es aber den Kräften des Kindes überlassen soll, wieviel es hoch kommt. Zur Ausbildung der Atmung legt man den Säugling ausgebreitet auf den Rücken und fügt in sanfter Streckung die Arme zu beiden Seiten des Köpfchens empor. Kreisförmige Drehung der Beine aus den Leenden heraus gibt eine gute Voderung und Geschmeidigmachung der Leenden, des Beckens und des Bauches, befördert zu gleicher Zeit die Darmtätigkeit. Massieren der Beinchen und vorsichtiges Strecken derselben stärkt die Beinmuskulatur und ist ein sehr gutes Mittel — aber nicht das einzige —, um gerade Beine zu erzielen.

Die Neigung des Kindes zu Vorwärtstreiben in der Bauchlage soll man durchaus unterstützen. Es ist längst medizinisches Allgemeinort geworden, daß beispielsweise bei Rückenverkrümmungen das Kriechen auf „allen Vieren“, wie es Professor Klapp auf Grund von Beobachtungen bei verletzten Tieren gefunden hat, von außerordentlicher Heilwirkung ist. Man sollte also auch gesunde Kleinkinder in ihrem Bestreben, auf allen Vieren zu kriechen, durchaus nicht hindern, denn eine Stärkung der Wirbelsäule ist höchlich dabei und immer ein Erfolg. Nur muß man dafür sorgen, daß die Kinder auf einem hinreichend einwandfreien Teppich, am besten einem gut waschbaren Bade- und Spielteppich kriechen.

Solche Krümmungen, täglich und systematisch betrieben, werden die Gesundheit und das Gedeihen des Schütlings sichtbar fördern. Natürlich muß dazu noch die richtige Behandlung in bezug auf Essen, Luftzufuhr, Schlaf und Körperpflege treten.

Wie Lovis Corinths Modell „um die Ecke ging“.

Der soeben verstorbenen Meister Lovis Corinth war um gute Modelle für seine Werke nie verlegen. Er konnte es sich erlauben, wahllos zu sein, und er war es auch. Nicht kalte Schönheit war für ihn bei der Auswahl seiner Modelle maßgebend, sondern warme Menschlichkeit im Ausdruck oder „Raffigkeit“. Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts standte im Berliner Westen eine junge Spanierin namens Marietta auf, die durch ihre „Gaminhaftigkeit und Keckheit beim Ausfreten der sogenannten Berliner „Gesellschaft“ den Kopf verdrückte. Der Leiter eines der ersten Berliner Kabarets — es „lagte“ allmählich in einem Charlottenburger Weinrestaurant — hatte sich Hals über Kopf in sie verliebt und, was noch schlimmer war, sie sogar geheiratet. Marietta, das Mädchen aus dem „Eiden“, war sozusagen über Nacht zum Clou des westlichen Berliner Tages geworden. Auch dem Meister Corinth hatten es das beste Stumpfnäschchen und die klüppeligen Augen angefallen. Sie mußte ihm Modell sitzen und tat es, da es ihr an Eitelkeit nicht mangelte, nur allzu gerne. In der damals noch jungen Sezession kam das Bildnis zur Ausstellung; es hatte einen guten Platz an einer Durchgangsstelle bekommen. Bei der Einweihungsfeier drängte sich alles um das Bild, und die Diener mußten den Neugierigen auf die Frage: „Wo ist Marietta?“ förmlich antworten: „Weich um die Ecke!“

Corinth befand sich mit einem Kollegen unter der Menge. „Wo ist sie?“ fragte der Freund, „wie sie alle zum neuen „Corinth“ eilen?“

„Ich glaube, sie eilen mehr zu Marietta wie zu Corinth,“ gab jener fastlächelnd zurück, und dann brummte er nach: „Du Marietta — gleich um die Ecke.“

Wenige Monate später war Marietta ihrem Bohémien davon-gelaufen, und es blieb zweifelhaft, ob die Trennung oder die Ehe selber für ihn der härtere Schlag gewesen war. Als man in den Tagen nach der Flucht am Künstlerstammtisch von Marietta sprach, meinte Corinth, er hätte schon beim Malen das Gefühl gehabt, daß die Donna für ihren Selbsten bald „um die Ecke“ gehen würde.

H. J.

Der Umtausch.

(Nachweihnachtliche Gedanken.)

(Nachdruck verboten.)

Man kann sich über Geschenke freuen, ohne jeden Nebengedanken. Nur tun das leider die meisten Menschen nicht. Es ist auch nicht notwendig, daß man jedes Geschenk um-tauscht. Nur wissen das leider die meisten nicht.

Wenn auch das Geschenk als solches meist eine leblofe Sache ist, so ist sein Spender doch ein lebendiges Wesen. Ja, ein Wesen, das in vielen Fällen sogar ein Herz besitzt.

Es gibt seelische Lasklosigkeiten, die man bedauerlicherweise häufig beim schwachen Geschlechte findet. Dazu gehört auch die Sucht, umzutauschen.

Man zeige mir den Mann, dem beim Anblick eines Geschenkes gleich der Gedanke an Umtausch auftaucht. Er ist so selten, wie etwa der böse Schwiegerbater!

Trotz des männlichen Urteils, den das Wort „Umtausch“ fñhrt, ist es eine spezifisch weibliche Angelegenheit.

Bei Frauen, die von der Umtauschsucht befallen sind, werden die Dinge sozusagen nie recht warm. Sie entbehren jeder seelischen Einstimmung.

Heute blättert Frauenhand in einem Buche, das morgen wieder zum Buchhändler zurückwandert. Geschenke Käfen verwandeln sich in Dampfen, das mollige Sofaissen würde gegen eine Kaffee umgetauscht werden, wenn das nur anginge! So muß man leider in der „Branche“ bleiben und tauscht es gegen eine Teezuppe um! Letztere eignet sich allerdings weniger zum Mittagskaffee.

Wenn es möglich gewesen wäre, hätte Frau Eva sicher ihren Adam gegen einen anderen Mann umgetauscht. Da aber keiner vorhanden war, so hat sie durch Ungehorsam wenigstens einen Szenereiewechsel erreicht.

Aber man steht: beim Umtausch verliert man ein Paradies und gewinnt eine Erde! J. Adams.

Die praktische Hausfrau.

Behandlung der Wadur und die Fremdgehen auf ihrer Rückseite.

Häufiges herumwerfen und Stochern im Beck mit Taschenmessern und anderen groben Instrumenten betragen selbst Weder nicht, wenn sie auch widerstandsfähiger gebaut sind als alle anderen Uhren. Auch das häufige, bei Laien beliebte Ausbürsten der Wadur nach Abschrauben der Rückwand ist ungewöhnlich, weil es zugleich das Öl entfernt. Für die Einstellung der gewünschten Weizzeit muß man den richtigen Augenblick wählen. Wenn zum Beispiel der Weder morgens um 6 Uhr wecken soll, darf man das Wederwerk weder am Abend vorher um 1/2 Uhr aufziehen und stellen (der Weder müßte dann ja bereits eine halbe Stunde später, abends 6 Uhr, wecken), noch kann man dieses schon abends um 7 Uhr tun, wenigstens nicht, ohne zunächst die Sperrvorrichtung, die das Wecken verhindert, einzurücken. Fehler werden am leichtesten vermieden, wenn man sich angewöhnt, den Weder immer außerhalb dieser engen Zeitgrenzen aufzuziehen, also bei obigem Beispiel (früh 6 Uhr wecken), etwa am vorhergehenden Abend gegen 9 Uhr.

In der Sperrvorrichtung befinden sich häufig fremdsprachliche Ausdrücke, die ebenfalls hier erklärt seien:

Englisch: alarm (bedeutet Wecken), silent (bedeutet Ruhestellung). In französischer Sprache würden die entsprechenden Ausdrücke: Réveil (Wecken) und Silence (Ruhestellung) lauten. Oftmals sind nur die entsprechenden Anfangsbuchstaben angegeben (a und s oder r und S).

Auch am Aufzugschlüssel der Weder sind öfters Bezeichnungen angebracht, die einer Erläuterung bedürfen. Wind (englisch) bedeutet Aufzug; Wind-sturm, also Weder-Aufzug, und Wind-Time Gehwertaufzug.

An der Reguliervorrichtung bedeutet a = avance = vor, manchmal auch deutsch mit v abgekürzt, und r = retard = nach; b. h. beim Nicken des Stellzeigers nach a zu wird der Weder vorgehen, nach r zu nachgehen. Die entsprechenden englischen Worte heißen: fast = schnell und slow = langsam (abgekürzt: f und s).

Die Zeigerstellknöpfe sind, wenn sie nicht deutsche Bezeichnungen tragen, mit den Angaben hands = Uhrzeiger und alarm = Wederzeiger versehen.

Sür die Küche.

Worsch (ein russisches Nationalgericht). Diese kräftige Gemüse-suppe verdient auch bei uns in Deutschland recht bekannt zu werden. 2 Pfund Rindfleisch ohne Knochen läßt man in 3 Liter Wasser ununterbrochen drei Stunden gelinde kochen mit folgenden Beigaben: rote Rübsen, Sellerie, Porree, Wurzeln, Tomaten und Kartoffeln, die man vorher in Würfel oder Scheiben schneidet. Auch feingehobelten Weißkohl, dessen Rippen man zurückgelassen hat, gibt man in die Suppe, die gefalzen und mit wenig Paprika gewürzt wird. Nach dreistündigem, ununterbrochenem Kochen nimmt man ein eigröses Stück Butter, läßt es auf dem Herd zergehen, tut Mehl hinzu und rührt es zu einem glatten Brei, den man der fertigen, noch kochenden Suppe beigibt. Zum Schluß fügt man noch feingehackte Kräuter: Petersilie, Dill, Estragon und Schnittlauch hinzu. Zu dieser Suppe wird geröstetes Brot und viel gerührte Sahne gereicht.

Getrüffeltes Eier. In gewöhnlicher Weise zu kochende Eier werden einen Tag vor dem Gebrauch in ein hermetisch verschließbares Gefäß gelegt, in dessen Mitte man vorher eine Erüffel tat. Durch die porösen Schalen zieht das Aroma der Trüffel in das Innere der Eier und verleiht ihnen einen delikaten Geschmack.

Freund der Kinderwelt.

Die heiligen drei Könige.

Am 6. Januar wird das Fest der heiligen drei Könige oder der Weisen aus dem Morgenlande gefeiert, denen die Legende die Namen Kaspar, Melchior und Balthasar beigelegt hat. Die Gebeine der drei Heiligen wurden zur Zeit Kaiser Barbarossas nach Köln gebracht, und die Stadt wurde hauptsächlich dadurch zu einem berühmten Wallfahrtsorte. Die drei Kronen im Kölner Stadtwappen beziehen sich auf diese Melchior, denen die Stadt zum großen Teil ihr Aufblühen verdankt.

Eine andere Legende erzählt, daß die heiligen drei Könige unweit Teheran in Persien begraben liegen, ihre Leichen waren damals noch unversehrt und ihre Grabstätten durch prachtvolle Denkmäler geschmückt. Die drei Könige zogen, so berichtet die persische Sage, einst mit Gold, Weihrauch und Myrrhen aus, um einem neugeborenen Weisen zu huldigen und um zu erfahren, was er seinem innersten Wesen nach wäre. Wählt er das Gold, so sagten sie, ist er ein König; nimmt er den Weihrauch, so ist er ein Gott, und sollte er die Myrrhen bevorzugen, so ist er ein Arzt.

Als die drei, von denen der eine ein Greis, der zweite ein Mann von mittleren Jahren, der dritte ein Jüngling war, an den Ort kamen, betraten sie zunächst einzeln den Raum, in dem sich das Kind befand; zu ihrem Erstaunen sah aber keiner ein kleines Kind, sondern einen Menschen im eigenen Alter. Erst als sie gemeinsam eintraten, fanden sie ein Kind, dem sie ihre Geschenke knieend darboten. Es griff nach allen Gaben und zeigte auf diese Weise, daß es sowohl ein Gott wie ein König und ein Arzt sei.

Die Weisen aber erhielten von dem Knaben eine geschlossene Büchse. Als sie diese auf der Rückseite öffneten, fanden sie einen einfachen Stein und warfen die Gabe, die sie nicht verstanden, fort, wobei der Stein in einen Brunnen fiel. Aber sofort loberte ein Feuer daraus empor. Am begriffen sie, daß der Stein geheimnisvolle Kräfte besessen hatte, nahmen einen Brand des Feuers mit sich in die Heimat und erbauten zu Ehren der Flamme ein großes Heiligtum.

Seitdem werden dem Feuer in Persien göttliche Ehren erwiesen, und alle Opferfeuer werden an ihm entzündet. Niemals darf seine Flamme verlöschen. — In dieser Legende findet sich eine anziehende Verknüpfung des altpersischen Feuerkultus und des Christentums, während der Stein, den die Könige fortwarfen, an den „Stein der Weisen“ erinnert, der im ganzen Mittelalter eine große Rolle spielte und der dem Menschen, der ihn entdeckte, höchste Erkenntnisse und Kräfte vermitteln sollte.

Sonnenvögelein.

Wir bringen nachfolgend eine kleine Kostprobe aus dem soeben erschienenen Buch von Else Model, „Sonnenvögelein“ (A. Thieme's Verlag, Stuttgart), das sechs kurze und gemüthvolle Erzählungen für alle Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren enthält. Zu dem Buch hat außerdem der Maler Martin Nikolaus vier farbige Bilder beigeleitet. Preis Nm. 2.—.

Wie Cecchino eine Heimat fand.

Der kleine Italiener Cecchino machte an einem sonnigen Morgen allerlei Entdeckungsreisen in dem kleinen Städtchen. Er schlüpfte durch Gäßchen und Winkel und kam in einen Hof, wo fünf kugelfrunde, löschschwärze Spitzhündchen herumspielten. Die Mutter lag bezüglich blinzelnd im Sonnenschein. Cecchino stand wie festgezaubert und konnte sich nicht sattsehen. Nein, wie entzückend diese molligen Tierchen waren! Und gar das eine dort, mit vier weißen Pfötchen und einem weißen Fleck auf der Brust! Ob es zu ihm kommen würde? Cecchino kniete nieder und lockte. Immer näher kam das drollige Tierchen; plötzlich hielt es Cecchino in den Armen, strahlend vor Glück, drückte sein Gesicht in das seideweiche Fellchen, küßte den Kopf des Tierchens und gab ihm in fremder Sprache die zärtlichsten Rosenamen.

Oben spähten ein Paar Augen aus dem Küchenfenster: „Mutter, der kleine Italiener, wo so fein reiten kann,“ flüsterte ein zehnjähriger Bub mit kugelfrunden Kopf ganz aufgeregt seiner Mutter zu. „Komm mit in den Hof!“

Cecchino stand immer noch zeit- und weltbergesessen mit dem Tierchen da. „Magst Du den kleinen Hund so gern? Sollen wir ihn Dir schenken?“ fragte neben ihm eine freundliche Frauenstimme. Cecchino schaute wortlos zu ihr auf. Er konnte doch nicht recht verstanden haben! So einen Satz verschenkt doch kein Mensch! Sie wird gefragt haben, ob er ihn abkaufen will. Ach — so gern, sehr gern! Aber er läßt ja immer dem Peter und dem Martin alles Geld. „Povero Cecchino,“ denkt er in seiner Muttersprache, „non possiede nulla!“ — armer Cecchino hat nix Geld — und teert beide Taschen. Ein Stückchen Zucker für seinen

Bonj und ein Scherbcchen feuerrotes Glas ist alles, was herausfällt. „Povero Cecchino!“ sagte er jetzt laut, „armes Cecchino kann gar nix geben für kleines Hund!“

Die Frau verstand sofort: „Aber, was fällt Dir denn ein, Bub! — Schenken wollen wir Dir den Hund; wir haben ja noch vier; magst Du ihn?“

Jetzt hat auch Cecchino verstanden, soviel deutsch kann er doch. Also wirklich schenken? Seine Augen glühten ganz vor Glück aus dem weichen Gesichtchen: „Das kleine Hund mir gehören? Oh felicissimo Cecchino!“ — Glückseliger Cecchino! — Er wirft seinen Spitzhut in die Luft, daß er nur so wirbelt. „Oh grazie, mille grazie, Signora!“ O Dank, tausend Dank! Er preßt das Tierchen an sich, er verbeugt sich mit der geschmeidigen Anmut des Südländers und wirft eine Kuffhand: „Darf ich mitnehmen süßes kleines Hündchen!“

„Ja freilich,“ lachte die Frau — „aber wart' noch einen Augenblick.“ Sie eilte die hölzerne Hintertreppe zur Küche hinauf und gleich darauf wieder mit einer großen Schmalzmaul in den Hof. „Da, kleiner Italiener, jetzt bring' nur fest hinein!“

Das tat Cecchino nicht. Er verbeugte sich noch einmal, schob die Mädel in seine Tasche, drückte das Hündchen zärtlich an sich, und flog, mehr als er ging, durch die Gäßchen dem Martie zu: „Sei ein Hündchen!“ Immer küßte er im Laufen den Kopf des Tierchens, bis er hundert Schritte vor dem Wagen plötzlich stehen blieb: „Was würden sie sagen? die Muhme, der Onkel — und — Martin und Peter? Essen mußte das Tierchen doch auch — ah — macht nix — bekommt alles, was Cecchino gehört. Schlafen? — in seinem Bettchen, in seinen Armen natürlich? Jetzt strahlen seine Augen auf; und sie werden doch wieder trüb: Es fällt ihm ein, wie oft Martin und der große Peter seinen Bonj und Diana schon geplagt haben — wenn sein kleiner Freund auch unter ihrer Koheit leiden müßte! Bei dieser Vorstellung steigt ihm das Blut ins Gesicht, sein kleiner Fuß stampft den Boden, ein zorniges Wort in der Muttersprache murmeln die roten Lippen. Nein, er geht nicht gleich in den Wagen; er braucht einen Bundesgenossen — Hans Lustig ist immer gut zu ihm, Hans Lustig muß ihm helfen. Dort steht er und bastelt am Gerüst herum. Schon ist Cecchino an seiner Seite: „Hans, Signora, Hans, — willst Du haben?“ Er greift in die Tasche, zieht die Mädel hervor und gibt sie dem Clown. — „Schmeckt gut, sehr gut!“ „Halbpart, Buble!“ Hans Lustig nahm sein Taschenmesser, schnitt die Mädel durch und biß wohlgefällig in seine Hälfte hinein.

„Signora Hans, willst Du mir tun großes Gefallen?“ „Was willst denn, Buble?“ Hans Lustig sah aufmerksam in das kleine Gesicht.

Cecchino zeigte seinen Schatz, den er bisher unter dem Röckchen verborgen gehalten. „Gute Signora hat mir geschenkt süßes, kleines Hündchen, kriegt mein Brot, meine Suppe — alles mein Essen — schloßt bei mir — aber ich haben so viel Angst vor Martin und Peter — würde böse Buben, quälen povera bestiola — armes Tier — wenn sie auch quälen armes Hündchen?“ — Cecchinos dunkle Augen füllten sich mit Tränen, er ballt die Faust.

Nun hat Hans Lustig verstanden: „Sei ganz ruhig, Buble, denen versalz' ich's; darf keiner Dein Spitzhütle anrühren.“ „O Hans Lustig!“ Während war das Kindergeßicht in glückseliger Dankbarkeit — „geh mit mir zur Muhme!“

Hans Lustig ging breitpurzig als Schutzengel mit in den Wagen hinein und klärte mit ein paar Worten die Sachlage auf. — Vater Zimmermann hatte den sorglos leichten Sinn fahrender Leute: „Der ist auch noch mit,“ meinte er lachend. Die Waise Schnürbein mochte Cecchino wohl leiden, weil er immer höflich und gefällig war. Sie zeigte ihm einen alten Korb, worin das Hündchen liegen konnte. Peter und Martin saßen über dem Besperbrot und sagten gar nichts. Hans Lustig ging zu ihnen hinüber, stürzte sich schwer auf den Tisch und sagte mit ruhiger Eindringlichkeit: „Wer dem Cecchino seinen Hund antührt, hat es mit mir zu tunz merkt's Euch!“ Dann ging er wieder aus dem Wagen.

Vogelfreunde.

Der Winter ist da, die schwere Zeit für unsere munteren kleinen Freunde. Die Bäume und Gesträuche sind kahl, die Erde fest gefroren, die Not ist groß: Die kleinen Vögelchen, welche uns den Sommer hindurch mit ihrem lustigen Gesänge erfreuten, hungern, wir müssen ihnen helfen. Und diese Hilfe macht uns gar keine Kosten, wenig Mühe und viel Freude. — Liebe Kinder, wenn eure Mutter das Sappengrünzeug abschafft, erbittet Euch das Weggeschabte und streut es auf die äußeren Fensterbretter eurer Wohnung; geschabte gelbe Rübbe ist die Lieblingspeise der Schwarzdrossel. Auch alle anderen Abfälle finden ihre Abnehmer und Liebhaber, die Vögelchen haben ein gutes Auge und werden bald erscheinen. Die ersten werden allerdings die Herren Späzen sein, aber die wollen doch auch leben; die anderen werden bald nachkommen. — Liebe Kinder, sammelt nach jeder Mahlzeit alle Brotkrümchen und legt sie allabendlich auf die Fensterbretter für die hungrigen Vögelchen. Nach jedem Schneefall entfernet den Schnee vom Fensterbrett und gebet frische Krümchen. — Es gibt viele Fensterbretter; wenn jedes gut gedeckt sein wird, dann wird keine Not sein.